

edition the global village

Claus-Peter Leonhardt ist deutschsprachiger Schriftsteller, Medienanthropologe und Verleger.

Er leitete über 2 Jahrzehnte eine wissenschaftliche Buchhandlung und Galerie sowie einen Verlag. Als Dozent lehrte er Wirtschaftspädagogik, Kommunikation, und Psychologie.

Schreiben, Übersetzen und Forschen stehen für ihn seit vielen Jahren im Zentrum seines Handelns. Eine Reihe von Büchern zeugen davon.

Dies ist nicht seine erste literarische Arbeit. Es ist seine erste literarische Veröffentlichung.

Claus-Peter Leonhardt

Mara Willismood
und
die Kette der Irawwoon
Gold vertrauern

Realpolitische Fantasie über die
gegenwärtige Zukunft der Jugend

Roman

edition the global village
Frankfurt am Main

Copyright © 2011 by Claus-Peter Leonhardt
<http://www.theglobalvillage.de>
Umschlaggestaltung: Dipl.-Ing. Nicolas M. Leonhardt
Satz und Typographie: C.-P. Leonhardt
Druck und Bindung:
Druckerei Sulzmann, 63179 Obertshausen
ISBN-13: 978-3-927608-01-6.
ISBN-10: 3-927608-01-7
Frankfurt am Main 2011. Leseprobe

Mara

Ein langer verschlafener Seufzer kommt aus dem Schuppen. Der Regen trommelt gegen das kleine Fenster und schlägt die Blätter der Büsche und Bäume, dass sie tanzen. Mara ist klatschnass und glücklich. Der Staub ist aus der Luft gewaschen und die flirrende Sommerhitze ist einer angenehmen Frische gewichen. Endlich atmet alles durch.

„Aufgewacht?“ ruft sie. Ein Murmeln kommt zurück, Kadee erscheint mit Ringen unter den Augen in der Tür. „Schlafmütze, hilf mir mal...“, sie hat einen Korb voller Johannisbeeren am Arm. Zwischen den Blättern des Buschs leuchtet es rot im Kontrast zum Grün.

Kadee lehnt sich gegen den Türholm und schaut in den Sommerregen. Sein Blick schweift in die Wolken, die langsam von der Sonne zurückgeschoben werden. Dann zucken seine Augen wieder suchend durch die Gegend. Er zieht die Nase hoch: „Nöö, zu nass...“.

Der Junge ist ganz anders als seine Schwester. Sie ist hoch gewachsen und sehnig. Wie eine Gazelle bewegt sie sich zwischen den Pflanzen. Wenn man ihr zuschaut, hat man den Eindruck, als spreche sie zu dem Grünzeug. Sie pflückt die Beeren nicht einfach oder reißt an den Ästen unter denen die Beeren hängen. Sie streichelt den Strauch, ihre Hände gleiten geschickt zwischen die Zweige, zupfen hier und richten dort. Es wirkt fast magisch, wie freundlich sich die schweren Trauben mit den roten Beeren zu Mara neigen. Jeder Zweig scheint freiwillig die saftigen kleinen Früchte in ihre Hand zu legen.

Ihr Bruder bemerkt das alles nicht. Kadee ist ein kleiner, gedrungen wirkender Junge mit einem alten Gesicht. Wie er so dasteht, könnte er selbst eine Pflanze sein, denn sein Körper ist wie in der Erde verwurzelt. Stämmig und unbeweglich steht er

im Weg herum. Soll er etwas tun, erstarren seine Arme und Beine, als müssten sie sich festhalten, damit der Körper nicht umfällt. Oftmals stakst er einfach sinnlos durch die Gegend, was ziemlich lächerlich aussieht. Dann hebt er seine Stummelbeine, so wie er es bei großen Leuten gesehen hat, und versucht irgendwie elegant zu gehen. Manchmal stolpert er dabei, weil er sich ungeschickt anstellt. Seine Natur formt ihn von Innen heraus und ist nicht zu überspielen. Die Oberschenkel zu kurz und der Bauch zu dick.

Trotz seiner stämmigen Unbeweglichkeit geht eine unablässige Unruhe von ihm aus. Ständig wandern seine Augen. Nicht, dass er etwas erkennen würde, er guckt bloß. Manchmal verfällt er regelrecht in eine Starre. Dann stieren seine Äuglein für kurzewige Momente Löcher in den Himmel. Wenn jemand ihn anschaut, wird dieser keines Blickes gewürdigt. Wem es doch mal gelingt, in sein Blickfeld zu gelangen, fällt in die Pupillen dieser Augen, die dunkel sind und keinen Reflex zeigen. „Können Blicke einen auffressen?“ So hat Mara mal gedacht, als sie wütend auf ihn gewesen war. Das ist lange her und sie hat es inzwischen wieder vergessen.

Kadee schnäuzt sich. „Ich weiß, warum ich nicht so gerne in den Garten mitkomme.“ Er betrachtet voller Abneigung das Farbenspiel der vielen Grüntöne mit den übrigen Farben. Eigentlich will er sich umdrehen, doch stattdessen tritt er unwillig gegen einige Blumen vor der Gartenhütte, so dass die Blütenblätter abreißen und aufwehen. Als sie dann zu Boden schweben, steht er einen Schritt vor der Tür. Nackt ragen nun die Stängel der Blumen in einem Sonnenstrahl, der wie ein übergroßer Scheinwerfer zwischen den letzten Regenwolken die Szene strahlend ausleuchtet.

„Das ist doch alles dreckig hier und mit Arbeit verbunden.“ Er denkt an die Tasse Schokolade, die er gleich schlürfen wird, und wie er an den Sahneautomat in der Backstube schleichen und einen dicken Klacks stibitzen wird. „Ja, das wird lecker“, murmelnd leckt Kadee mit der Zunge über die Lippen und

wischt sich die Spucke quer über das Gesicht. Sein Hintern beginnt zu kribbeln, dass er mit seiner gleichen Hand in die Hose und dann tief in seine Arschfalte fährt.

Der Hintern denkt sich schon seine Sitzposition. „Wie gut es tut, dann am Computer zu sitzen, und das Spiel zu zocken“, blubbert es aus ihm.

Schwarze Äuglein flitzen über den Garten, „Das ist doch einfach nur ekelhaft.“ Er mag Garten nicht. Erde und diese Krabbeltiere erzeugen Würgereiz bei ihm. Seine Gedanken brechen ab. Als würde sein Verstand in Watte gepackt werden und die Zeit angehalten sein. Alles dämmert so vor sich hin. Nichts will mehr weiterdenken. Urplötzlich beginnt sein Mund zu mümmeln. Als hätte ein fremdartiger Mechaniker eine alte Maschine zu neuem Leben erweckt. Man könnte denken, dass er irgendwie eine alte Schachpuppe ist, die vor 200 Jahren gebaut wurde, und die sich mechanisch bewegt. Darüber hat ein japanischer KünstlicheIntelligenzSpezialist ein Hasenfell gezogen, um einen Kuschelroboter zu bauen. Irgendwie wirkt die Szene gespenstisch und Kadee ist in solchen Momenten ziemlich strange, wenn sein Mund leer läuft, ohne dass er etwas redet.

Gespenstisch ist es deshalb, weil es wirklich wie bei einem Hasen wirkt. Doch es ist der Mund eines kleinen Jungen, der an einem Grashalm kaut. Hasen mümmeln manchmal so lange Halme mit langsamer Bewegung und unendlicher Geduld, bis dieser in ihrem Maul verschwunden ist. Die kleine Einkerbung zwischen Nasenlöchern erzeugt bei Hasen diesen Mümmel-Eindruck. Die Eigenheit des Hasens gab der Hasenscharte beim Menschen ihren Namen.

Die Tiere nehmen so mit feinem Gespür den Geruch ihres Futters auf. Kleine Drüsen um ihren Mund unterstützen dies. Auf diese Weise können sie viele tausend Stoffe erschnuppern, die Menschen gar nicht alle messen können. Damit unterscheiden sie, welches Futter sie gerade essen und ob sie das brauchen.

Die menschliche Zunge mit ihren wenigen Möglichkeiten zu unterscheiden, ist ein grobes Organ. Nur die salzigen, bitteren,

süßen und sauren Geschmäcker sowie die Erkennung von Fleisch und Fett sind die sehr grobe Vorsortierung eines Allesfressers. Klar können Menschen auch Düfte riechen, aber bei weitem nicht so vielfältig und exakt wie Hasen.

Noch etwas ist anders. Kadees Mund in Hasenbewegung bewegt sich rückwärts. Zwischen seinen Lippen mümmelt etwas aus ihm heraus. Überraschend erklingt dann irgendwann eine Stimme, die zwischen unwilligen Stimmbändern hinaus quillt.

Kadee redet dann nicht. Es wirkt, als würde er von irgendjemand Anderem geredet: „Irgendwann werde ich reich und berühmt und komme ins Fernsehen und dann bin ich ein Star...“ sein Körper schüttelt sich unwillig, „...die sollen mich alle mal...“

Plötzlich geht ein Ruck durch ihn, als würde der ganze Kerl wieder angeschaltet. Er dreht sich um und verschwindet in der Gartenhütte, um kurze Zeit später wieder aufzutauchen, eingehüllt in eine Regenjacke, die ihm viel zu groß ist. „Ich nehm’ mal deine Jacke“, ruft er und eilt zu dem kleinen Tor.

Mara ist in einem Gespräch versunken. Ihr Gesprächspartner fordert ihre ganze Aufmerksamkeit. Schnell dreht sie sich um und schüttelt den Kopf „Hey, das ist meine, die brauch’ ich nachher!“ Kadee ist aber schon verschwunden, ohne auf Mara zu achten oder gar den kleinen Kerl neben ihr zu bemerken.

Sie schaut dem Fuchs in die Augen und zuckt mit den Schultern. Der senkt den Kopf ein wenig. Es ist eigentümlich, wie vertraut ihr dieser fremde kleine Rotschopf ist, seitdem sie ihn gesund gepflegt hatte. Er war einer Fuchsjagd entkommen, die seiner ganzen Familie das Leben gekostet hatte. Mara war den Spuren gefolgt und hatte den Bau mit zwei verhungerten Jungen gefunden. Ihre Mama war wohl die älteste Fähe gewesen, denn Fuchsfamilien werden oft von den Füchsinnen geführt. Sie war aber verschwunden, ihr kleiner Freund ist der Rüde. Nun ist er ein einsamer Fuchsmann.

Mara wollte sich schon als kleines Mädchen selbst von allen Sachen überzeugen. Das ist Mara: neugierig und forschend den Dingen auf den Grund gehen. Sie blieb immer am Ball und ging

in die Felder. Erst war sie darüber empört, dass jedes Jahr die Ermordung tausender Füchsen üblich ist. Sie fühlte sich einfach schlecht. „So gemein ist das, so viele Tiere werden ermordet“, dachte sie.

Als sie mal nach einer Jagd einen der Jäger ansprach, war der zu keinem klaren Wort fähig. Er schrie sie an, dass sie eine Terroristin sei, sie solle machen, dass sie wegkomme, sie dürfe gar nicht hier sein, und Jäger würden dafür sorgen, dass dieses Ungeziefer ausgeremert werde, außerdem würden viele Menschen an Tollwut sterben, sie täten ein gutes Werk mit der Jagd.

Widerspruch spornt sie an. Mara machte sich weiter schlau. Wenn Erwachsene panisch werden oder anklagen und schreien oder gar mit einem Lächeln lügen, stimmt meist irgendetwas nicht.

Sie lernte in vielen Gesprächen und in dem Naturkundehaus, dass der Jäger gelogen hatte. Füchse sind wichtig, denn sie halten die Anzahl der Mäuse und andere Kleintiere in einer guten Zahl, dass die nicht so viel Schaden anrichten. Klar, Schutz vor Tollwut muss sein. Dann müssen Füchse geschossen werden. Sie verstand durchaus die Notwendigkeit.

Doch sie lernte, dass Wahrheiten nie einfach sind. Denn Tollwut bekommen Füchse oft nur, wenn sie Angst und Stress haben, weil sie gejagt werden. Wie viele Säugetiere sind es richtige Familientiere. In ihrer Gruppe bleiben sie gesund. Doch andererseits ist die Natur in der Nähe der Stadt gestört, dass die Förster genau auf die Gleichgewichte achten müssen.

Ihre Zahl nimmt nicht zu, wenn sie in freier Wildbahn leben. Dann haben sie weniger Junge, wenn sie weniger Beute machen. „Viele Jäger jagen aus reiner Mordlust, aber es gibt auch gute Jäger“, überzeugte sie sich damals. Dann dachte sie weiter, „wie machen wir das so, dass die Füchse gesund bleiben und die Wälder auch.“ Darauf fand sie dann keine Antwort. Richtig unzufrieden war sie. Ihre Neugier blieb bestehen.

Wie sie den kleinen Roten jetzt so anblickt, steigt in ihr plötzlich ein Lied hoch, sie beginnt zu summen, der Klang ihrer

Stimme umhüllt sie beide. Singen tröstet, wenn man traurig ist. Mara ist traurig über das sinnlose Morden an Tieren. Sie kann es immer noch nicht begreifen, auch wenn sie die Zwänge versteht. Singen macht ein wenig fröhlich. Sie freut sich den kleinen Freund zu sehen, auch wenn sie sich nicht richtig unterhalten können.

Als sie ihn damals in einem Weizenfeld fand, war in der Nähe seines Hinterlaufes ein Durchschuss, und er lag bewusstlos in einer Furche. Sie hatte ihn vorsichtig aufgenommen und in die Hütte gebracht. Das Bein war ziemlich zugerichtet, aber der Knochen war glücklicherweise weitgehend heil, wie sie fühlen konnte. Alles in den Gelenken und Sehnen war überdehnt durch den Salto, den er drehte, als er angeschossen wurde und sich überschlug.

Sie machte die Wunde sauber und schiente das ausgerenkte Bein, indem sie den Knochen am gesunden Bein mit den Händen folgte, und so ihre Stellung auf der verletzten Seite nachbaute. Sie richtete die Gelenke vorsichtig wieder ein. Wie war das mit den Gelenken? Wo sie in Schalen liegen vorsichtig reinhüpfen lassen, wie bei der Hüfte und die anderen ruhigstellen.

Die ganze Zeit lag er regungslos vor ihr und ließ alles geschehen, obwohl das ziemlich wehgetan haben muss. Weder schnappte er noch war ein Knurren zu hören.

Vorsichtig streichelte sie ihn, als sie fertig war. „Tapferer kleiner Fuchs.“ Erschöpft lag er da und schaute sie an.

Als sie am nächsten Tag kam, hatte der kleine Kerl in eine Ecke zurückgezogen. Sein Blick war klar und immer noch voll Vertrauen.

Trotz ihrer gemeinsamen Erfahrung näherte sie sich ihm langsam. „Einem Wildtier gibt man Zeit“, hatte ihre Mutter mal gesagt. Damit sie sich kennen lernen konnten, setzte sich erstmal entfernt hin. Dann versorgte sie ihn mit Wasser. Außerdem hatte sie etwas Fleisch mitgebracht, das er sofort verschlang. So ging das einige Wochen, in denen sie ihn wieder hochpäppelte.

Schwieriger war es in diesen Tagen Kadee aus dem Garten fernzuhalten. Der mag zwar keine Gartenarbeit, lümmelte aber gerne herum und nascht von den Früchten. Die Wunde beim Fuchs heilte glücklicherweise schnell, und als er wieder laufen konnte, war er eines Nachmittags verschwunden. Sie hatte ein Fenster offen gelassen, um ihm die Wahl zu lassen, wann er gehen wollte. Seit diesen Tagen aber kommt er oft vorbei, wenn sie am Arbeiten ist. Er streift dann kurz in ihrer Nähe durch die Hecken, um unvermittelt wieder zu verschwinden.

Heute ist das anders. Er sitzt vor ihr und schaut sie an. „Was ist, was willst du von mir?“ Sie ist verwirrt, denn so hat er sie noch nie angeschaut. Ein Rascheln unter den Büschen erschreckt sie, der Rote bleibt ruhig. Sie schaut umher und sieht ein großes graues Tier mit weißem Gesicht zwischen den Blättern. „So einen hab’ ich hier noch nie gesehen!“

Der Dachs hat den Kopf gesenkt und rollt einen Stein auf sie zu. Nun sind sie zu Dritt. Mara hat sich zwischen die beiden Tiere gekauert. Die beiden schauen auf das Ding in ihrer Mitte. Sie will es berühren, doch der Fuchs stupst ihre Hand zur Seite. „Was soll das, Fuchs?“ Mara ist ratlos und richtet sich auf. Das Ding ist rundlich und sieht eben wie ein glatt geschliffener und bemooster Stein aus, und doch ist es keiner. Irgendwie silbrig glänzend schimmert durch den Überzug, der irgendwie an Moos und Pilzflechten erinnert. Samtig grün und gelb spannt sich eine Art Haut über den Silberstein.

„Merkwürdig“, sie kann es nicht deuten. „So was habe ich noch nie gesehen.“ Irgendwie sieht das Ding künstlich aus und zugleich wirkt es anders. „Ist vielleicht so’n modernes Spiel?“ Sie mustert es unsicher.

Da beginnt die Haut sich zu bewegen und es bilden sich Formen. Grün-gelbliche Schlieren wandern. Sie erzeugen kleine Tröpfchen und ordnen sich dann zu klaren Mustern bis ein Netz aus fünfeckigen Formen die Oberfläche überspannt. Die Oberfläche darunter sieht aus wie eine CD, auf der silbrig

glänzenden Oberfläche bricht sich das Sonnenlicht in Blau und Gelb.

„Das bewegt sich wie der Schleimpilze in Bio – gruselig. Irgendwie clever und gnadenlos bei seinen Aktionen obwohl er kein Gehirn hat.“

Mara ist von dem Schauspiel vor ihren Augen gefesselt. In den Fünfecken beginnt es golden zu glimmen. „Gold, nein Katzensgold, was war das noch mal? Irgendwie Eisen und Schwefel – ich weiß es nicht. Was geschieht hier?“

Sie traut sich nicht, das anzufassen. Ihre beiden Begleiter liegen flach auf dem Boden und rühren sich nicht. Um sie ist es völlig still. Ein Adler landet elegant neben ihr und ein Wiesel gesellt sich zu ihnen, über ihr sitzt plötzlich eine Eule und eine Echse steht aufmerksam unter einem Busch, nur ihre schwarzen Knopfaugen bewegen sich. Das nimmt sie nur am Rande wahr, denn vor ihr ist fremdes Leben.

Mara fühlt sich davon gefangen. Es ist wie in einem Netz, sie kann sich nicht rühren. Der Stein verwandelt sich unablässig. Plötzlich leuchtet es von Innen heraus wie ein unvorstellbarer Kristall.

Mara hat genug. Sie atmet durch und richtet sich ein wenig auf.

Aus den Büschen tritt eine alte Frau, deren Gesicht von einem hellen Schleier verhüllt ist. Eigentlich geht sie nicht, sie schwebt. Leicht und leise kommt sie näher. Mara ist hin und her gerissen. Der Wundersteinkristall und diese Erscheinung jetzt. Sie weiß nicht, wohin sie ihren Blick wenden soll.

Alles bleibt völlig entspannt, die Tiere schauen Mara an. Sie spürt ihr Vertrauen. Als eine Hand sich sanft auf ihre Schultern senkt, erschrickt sie ein wenig. Eine junge Stimme sagt, „Keine Angst Mädchen, es ist gut so. Spüre das Vertrauen der Tiere und aller Wesen zu Dir.“

Mara will zu der Gestalt aufschauen, doch sie vernimmt leise: „Schließe die Augen.“

Als sie dem folgt, hört sie ein Sirren, das aber nicht in den Ohren klingt, sondern direkt darüber und die linke Seite ihres Schädels erfüllt. Als würden die Töne direkt im Gehirn erzeugt. Aus dem Sirren wird erst ein undeutliches Murmeln, dann entstehen sinnvolle Sätze.

„Du bist Mara, du bist Mara ... Du hast eine Aufgabe ... Sirrrr sirrrr ... höre unseren Rat Folge der Intelligenz der Steine ... Erschrick nicht ... Folge den Steinen und den Kristallen ... Sirrrr Sirrrr ... Du darfst nicht nachlassen ... Du hast eine Aufgabe...“

Als die Stimme leiser wird, öffnet sie wieder die Augen. Der silbrige Pilzstein hat sich wieder geschlossen. Die Tiere sind verschwunden. Die Alte steht nun zwischen den Büschen. „Hebe den Stein gut auf, verstecke ihn. Er lebt, er ist ein Kristallwesen, ein Wesen aus Silizium. Es gibt Leben aus Kohlenstoff, wie alles auf dieser Welt und es gibt Leben aus Silizium, das anders funktioniert. Leben hat viele Gestalten und die folgen immer anderen Regeln.“ Mara ist es ein wenig schwindlig. Sie stützt die Hände auf und erhebt sich langsam.

Die alte Frau hat abgewartet. Nun fährt sie fort, „Sei achtsam und öffne deinen Geist. Alles, was dir begegnet hat Bedeutung. Lerne. Du wirst mich finden, wenn die Zeit kommt. Du wirst Hilfe haben, wenn du sie brauchst“

Bevor sie etwas sagen kann, ist die Gestalt wie von den Büschen verschluckt und Mara steht alleine im Garten. Sie spürt die Nässe des Grases durch ihre Hose und muss niesen.

Irgendwie fühlt sie sich schlapp und ausgelaugt. Unscheinbar liegt der Stein vor ihr. „Leben aus Silizium. Das ist doch kein Computer – oder?“

Ein Licht umhüllt sie. Die Sonne ist wieder bedeckt und ein Nieselregen setzt ein. Nur Mara bleibt trocken. Sie ist nochmals auf die Knie gegangen und hockt im Gras. Der Po ist nass und sie versteht nichts.

Das Licht wird stärker. „Woher kommt jetzt das Licht, verdammt?“

Die Stimme, die sie nun hört, klingt anders. „Das ist keine Stimme, ist wieder in meinem Kopf, Mist woher kommt das, bin ich verrückt?“

Das Licht hat sich geformt und bildet eine Art menschlicher Gestalt. Schwebend schwingt es einige Meter vor ihr vor dem Pflaumenbaum, den sie so liebt.

Sie hört in ihrem Kopf, „Der Schleimpilz außen.“

Mara nennt es nun Si, das Siliziumwesen. Aus Si wächst ein wunderbarer Kristall. „So bin auf der Erde: ich bin Kristall und Metall und Stein, in anderen Welten bin ich Lebewesen und kann so sein, wie die Wesen auf der Erde. Sauerstoff ist Gift für mich.“

Dann schleimt der Pilz den Kristall und er wird wieder silbern und golden und bewegt sich. „So bin ich auf meiner Methanwelt. Dort ist die Atmosphäre aus Kohlendioxid und es ist sehr kalt. Ich bin anders, ich denke anders und ich gestalte anders. Anderes Leben, andere Gestalt.“ Mara ist völlig gefesselt. Ein Besucher aus einem fernen Universum, das ist spannend. Immer noch sind sie umhüllt vom Licht

Sie schaut auf. „Und du, wer bist du?“ Eine Antwort denkt sie, „...bin Quantenquant, kann Welten verschränken, das Feste und das Licht oder die Welt von Si und die Welt hier. So verschränke ich deine Begabungen mit deiner Welt und öffne dir neue Welten.“

Mara steht auf, „Andere Welt, anderes Denken, okay, macht Sinn“, und bückt sich, um Si aufzuheben. Da fühlt sie einen Stich in der Hand und es blutet heftig. „Nun ist's in dir und du bist bereit für die Botschaft der Kristalle.“ Vor lauter Schreck lässt sie Si fallen. Sie schaut auf die Wunde, die sich schnell wieder schließt, und dann hört sie, „Nun verstecke mich“, sie gehorcht und nimmt ihn wieder auf.

In der Hütte baut sie ihn unter einen Steinhaufen ein, auf dem sie Feldsteine sammelt, die sie beim Umgraben im Garten findet. Die Gegend war wohl mal vor Urzeiten bewohnt gewesen, und so findet sie immer wieder Steine, die in die Wände von Gebäuden gehört haben. Sie legt Si unter die anderen Brocken

und deckt alles zu. Voll vom Erlebten richtet sie sich auf und weiß erstmal nicht wohin. Es arbeitet in ihr, und sie fühlt die Fülle. Zugleich ist in ihr eine Leere.

„Keine Lust nach Hause zu gehen.“ Also nimmt sie den Korb mit den Beeren auf, geht zur Hütte und schüttet ihre Ernte vorsichtig in eine Tüte. Sie weiß, dass eigentlich Arbeiten in Küche und Backstube warten, Marmelade kochen, die Backstube kehren, und das alles mit dem schlecht gelaunten Muffeln von Papa und einer immer gehetzten Mutter. Nicht sehr verlockend. Sie bindet ihre rötlichblonden Locken mit einem Lederband zu einem Pferdeschwanz. Das Lederband hat an seinen beiden Enden silberne Verschlüsse, in die kleine Bernsteine eingearbeitet sind, welche wie im Ton ihres Haares glänzen. Um ihr Handgelenk schlingt sie ein Band aus dunklem Leder mit silbernen Schließen. Beides hat sie von ihrer Mutter geschenkt bekommen. „Von deiner Großmutter“, meinte die damals.

Der Himmel reißt wieder auf. Die Sonne hat sich gegen die Wolken durchgesetzt. ‚Jetzt ein wenig durch die Stadt streifen‘, schießt ihr durch den Kopf. Sie nimmt die Tüte mit den Beeren und legt alles in den kleinen Erdkühlschrank, den sie vor einiger Zeit in einer Ecke gebaut hatte. Dann verlässt sie die Hütte und schließt die Türe sorgfältig zu. Mit wenigen Schritten ist sie am Gartentor und springt mit einem lockeren Satz darüber.

Ohne zu zögern biegt sie nicht wie ihr Bruder nach links ab, sondern läuft rechts über die Felder den vorgelagert liegenden Bezirken der Stadt zu.

Es ist eine alte Stadt, die in den letzten vierzig Jahren modernisiert worden war. Die Planer haben das nicht immer klug angelegt. Breite Autostraßen durchschneiden die Wohngegenden, an denen sich modern-heruntergewirtschaftete Wohnhäuser reihen. Dazwischen ragen monströse Wohntürme empor, vor deren fleckigen Fassaden Wäscheleinen wie Gebetsfahnen im Wind wehen. Es ist nicht wirklich schön hier, denn die Gebete dieser armen Leute bleiben unerhört.

Es gibt nur wenige Läden und tagsüber sind die Straßen fast leergefegt. Hinter den Mietblöcken stehen große Fabriken und starren aus dunklen und leeren Fensterhöhlen, als würden sie darauf warten, langsam in den Boden zu versinken. In der einen oder anderen Ecke haben sich Künstler und junge Leute eine flüchtige Bleibe geschaffen bis von Zeit zu Zeit Polizeibusse vorfahren und ihr Leben und ihre Kunst zur Seite räumen.

Hier kennt sich Mara kaum aus. In diesem Stadtteil hat sie keine Freunde oder Interessen, und weil sie nach der Gartenarbeit eigentlich immer sofort nach Hause eilt, kam sie bisher auch nicht auf die Idee einfach mal herumzustreifen. Der Betrieb der kleinen Bäckerei in der Siedlung auf der anderen Seite der Stadt kostet viel Arbeit und alle sind eingespannt – na ja fast alle. Nur Kadee weiß sich immer wieder vor der Arbeit zu drücken. Jeden Morgen muss sie vor der Schule schon in die Backstube und helfen.

Aber nach diesen Erlebnissen hat sie einfach keinen Bock. Sie will Ablenkung. Ihre Neugier zieht sie in die Straßenschluchten. Mara schaltet ihr Handy auf stumm und verlangsamt die Schritte. Sie ist inzwischen in einem anderen Stadtteil angekommen. Die Wohntürme liegen hinter ihr. Enge und alte Gassen bilden ein Gewirr von Abzweigungen und Durchblicken. Oft sind die Gassen so eng, dass sie mit den Fingerspitzen an jeder Seite die Häuser berühren kann. Dann schließt sie die Augen und geht ganz langsam und versucht zu erraten, was hinter den Fassaden der alten Häuser geschehen mag. Sie denkt sich kleine Geschichte aus, wer dort wohnen soll, und was die machen.

Ihre Fantasie fabuliert auch eigentümliche Gestalten. Was sie sich da ausdenkt wirkt einfach grotesk. Es ist wie aus den Geschichten mit den Heinzelmännchen oder dem Märchen Rapunzel. Da lässt ein Mädchen einen langen Zopf aus dem Erker auf die Straße ab. Das ist lustig und sie muss lachen. Manchmal singt sie einfach und summt den Takt den ihre Schuhe machen: taktak trrrrr oder ähnlich. Es sind nur wenige Leute unterwegs. Eine alte Dame schaut sie mürrisch an. Das faltige kleine Gesicht

wird ganz weich und jung, als Mara sie strahlend anlächelt und „schöner Tag“ sagt.

Einmal erschrickt sie ziemlich, als sie etwas flauschig-warmes Weiches an den Beinen hat. An ihren nackten Beinen streicht eine kleine getigerte Katze, den Schwanz weit in die Höhe gestreckt. Sie maunzt leise und auf dem Arm spürt sie das Schnurren durch den Pullover bis in ihr Herz. Summend tanzt sie einige Schritte, bevor sie den kleinen Zimmertiger wieder absetzt.

Die Straßen zu den Fabriken sind breit ausgebaut. Sie wirken wie riesige Kanäle, die von Wasserfluten tief in die Felsen geschnitten wurden. Das erinnert an den Gran Canyon. Die Bilder in einem Buch waren beeindruckend. Mehr noch hatten die Bilder eines Films sie gefesselt, in dem sich riesige Wassermassen durch eine Wüste schieben. „Wasser hat ungeheure Kraft.“ Sie nickt während sie daran denkt.

In dem Film glichen die schlammigen Fluten der Oberfläche von Si bevor er sich ihr offenbart hat. Sie sieht vor ihrem inneren Auge, wie sie sich in den Untergrund schneiden, so dass schon in kurzer Zeit ein Kanal entsteht, für den Menschen lange Monate hätten graben müssen. Der Film zeigte dann noch, wie schnell das Wasser wieder verschwand und eine Schlucht zurückließ.

Der Kanal der Hauptstrasse ist viel befahren und so breit, dass die Straße kaum gefahrlos zu überqueren ist. Mara mag es nicht, wenn die Autos so vorbeiknallen als wären sie die Herren der Welt. So biegt sie wieder in das enge Straßengeflecht ein, das hunderte Jahre alten Plänen folgt. Teilweise sind die Häuser gut modernisiert und viele sind neu gebaut. Sie findet es schön, „...hier wohnen Leute mit Knete“ geht durch ihren Kopf. Sie schlendert einfach und schaut, wie sich die alten Fachwerkgiebel und moderne Betonbauten abwechseln.

Plötzlich fliegt ihr etwas nahe am Kopf vorbei, sie erschrickt, zuckt zusammen. Nochmals merkt sie einen Lufthauch, dreht sich schnell um. Sie sieht einen großen Vogel in eine Richtung verschwinden, auf die sie nicht geachtet hatte. Eine kleine Gasse

zweigt da ab, in der sich nur wenige Häuser aufreihen. Mara überquert die Straße und biegt ein.

Als träte sie in eine andere Welt. Zwar schließt sich die Strasse hinter ihr nicht zu, und doch ist es, als ob ein Tor zugeht. Eine weitere Biegung und dann ist es völlig still. Dieses Grundrauschen, welches Städte immer haben, ist wie abgeschaltet. Immer ist hier Baulärm, dort eine Sirene, Automotoren, Flugzeuge, überall sind ständige Geräusche in der Luft. Alles ist verstummt. Nichts ist zu hören, außer einem leisen Wispern. Es scheint aus den Pflanzen zu kommen, die über die Zäune vor den Häuschen ranken.

Eng stehen diese, es ist kaum Platz um sie herum, nur vor ihren Türen ist ein wenig Raum für winzige Gärtchen. Auch dahinter kann nicht viel sein, denn die breite und laute Straße läuft ja parallel.

Mara versinkt einen Moment in der Ruhe, und will sich gerade zum Gehen umdrehen, als sie im Augenwinkel ein windschiefes Fachwerkhaus erblickt, das bei der ersten und zweiten Musterung des kleinen Straßenzuges nicht wahrgenommen hatte. ‚Das kann gar nicht sein. ... was soll das ... ich bin doch nicht blind.‘ Sie ist verwirrt, als das Vibrieren des Handys eine Nachricht meldet. „wobistukommsofortmama“. Mara muss lachen. Sie antwortet fröhlich „Mamas können nicht simsens. ☺komme“.

Sie dreht ab und nimmt die Beine unter die Arme, schaltet den inneren Kompass ein. Sie findet in gut einer guten halben Stunde quer durch die Stadt ihren Stadtteil.

Wenige Straßen weiter ist sie Zuhause angekommen.